

Ueber die geistige Struktur des heutigen Durchschnittsmenschen : (ein Beitrag zur Neurosenlehre) [Teil 1]

Autor(en): **H.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **23 (1940)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-409070>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

irgendeiner ihrer gewöhnlichen Soldaten. Der Glaube an die Gerechtigkeit ihrer Sache gab ihnen auch den Mut, die Kampfesbegeisterung und die Tapferkeit, als sie, gezwungen zur Abwehr, in den Krieg ziehen mussten. Die tiefe Verwurzelung des demokratischen Gedankens im tschechischen Volk hat noch heute in den grossen Ideen der Taboriten eine ihrer Ursachen. Mit Recht sang der österreichische Dichter Alfred Messner in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in seiner Dichtung «Žižka»:

«In gleichen Häusern wohnen alle,
dem andern nah und hilfsbereit,
vereinigt stehn sie eine Halle
am selben Tisch, im gleichen Kleid.
Es gibt kein Mein und gibt kein Dein,
die Habe aller ist gemein...
Verbrüderung! Ein Teil bestellt
die Friedensarbeit auf dem Feld;
der andere Teil mit Ross und Wagen
zieht froh hinaus, die Schlacht zu schlagen
und träumt Eroberung der Welt!»

Heute ist Tabor eine mittlere Provinzstadt Böhmens. Ihren allen Glanz hat sie verloren. Doch noch atmet man hier auf Schritt und Tritt Geschichte. Die engen verwinkelten Gässchen mit den spitzwinkligen altertümlichen Häuschen, die alten Festungsmauern aus der Hussiten-Zeit Žižkas, alles mahnt an die Vergangenheit.

Doch Vergangenheit und Gegenwart reichen sich hier die Hand. Die Menschen aus der grossen Zeit Tabors sind schon 500 Jahre tot, selbst die mittelalterlichen Häuser der Innenstadt stammen aus der nachhussitischen Zeit, doch die Ideen und Gedanken von damals spielten in den 20 Jahren der tschechoslowakischen Republik eine grosse Rolle. Sie hatten teilweise neue Formen erhalten, waren im Grunde aber doch die alten Ideale einer sozialen und nationalen Befriedigung des Volkes. Neben den glaubenskämpferischen Traditionen der Hussitenkriege waren es vor allem, ja in viel stärkerem Masse, die pazifistisch-humanistischen Ideen, die aus den Taboriten hervorgegangenen böhmischen-mährischen Brüder, die Gedanken eines Peters von Chelcickys und später eines Komensky, welche die tschechische Gedankenwelt beherrschten.

Als Masaryk aus seiner Emigration am Ende des Weltkrieges in die neue tschechoslowakische Republik zurückkehrte, prägte er das bezeichnende Wort: «Tabor ist unser Programm» Und als am 21. Mai 1938 die deutschen Truppen das erste Mal einmarschbereit an den tschechischen Grenzen standen und die Republik zur Abwehr mobilisierte, da fuhr der Präsident Benesch nach Tabor, um auf dem Marktplatz eine seiner tiefdurchdachten, denkwürdigen Reden zu halten. Angesichts des Denkmals des grossen Führers der Hussiten verkündete er den heissen Wunsch des Volkes nach Frieden, aber er erklärte auch den unbedingten Willen zur Verteidigung der nationalen und demokratischen Freiheiten des Volkes. Dass es ein halbes Jahr später anders kam, war nicht seine Schuld.

Heute sind die Führer des tschechischen Volkes wieder in der Verbannung oder wehrlos der brutalen Willkür des Feindes ausgeliefert, das Volk ist seiner Freiheit beraubt und bei Tabor ist, auch ein Symbol, ein grosses Konzentrationslager eingerichtet worden.

W. Pöppel.

Was die Kirche glauben heisst,
Soll man glauben ohne Wanken?
Ei! so braucht man keinen Geist,
Braucht nicht Sinne, nicht Gedanken.

Friedr. von Logau, 1654.

Ueber die geistige Struktur des heutigen Durchschnittsmenschen.

(Ein Beitrag zur Neurosenlehre.)

Von Dr. med. H. S.

Niemand, der sich die Mühe nimmt, die tatsächlichen Verhältnisse zu studieren, kann verkennen, dass sich seit dem Weltkrieg in breiten Volksschichten eine kolossale Wandlung der Weltanschauung vollzogen hat; eine Zäsur ist da zwischen zwei Generationen, wie sie sie wohl nicht einmal die Reformation darstellte, und die denn auch zu einer Quelle unzähliger Vater-Sohnkonflikte in unsern Tagen geworden ist.

Freilich konstatieren wir auf den ersten Blick zunächst bloss eine unbeschreibliche allgemeine «Verwirrung der Geister», aus der nichts Einheitliches herauszukristallisieren scheint, und die wir am besten illustriert finden, wenn wir den Inseratenteil einer Tageszeitung aufschlagen. Wir finden da beispielsweise auf ein und derselben Seite die Anzeige eines Vortrages von Prof. X. über: «Die Welt im Lichte der Quantentheorie»; daneben: «Jehova ruft dich! Komm' an unsere Heilsversammlung, bevor es zu spät ist». Ferner etwa: «Der bekannte indische Dichter T. liest heute abend aus seinem letzten Werk „Unsinn des Lebens“ vor». Die betr. Zeitung führt vielleicht selber, einer neuesten Mode folgend, die Rubrik «Horoskop der Woche» usw.; kurz und gut, das «pantarei» — «alles fliesst» — des alten Heraklit scheint wirklich auf unsere Zeit zu passen wie noch nie und in jeder erdenklichen Beziehung! Wie es im Hyde Park im Kleinen geschieht, so heute in der ganzen Welt: es braucht einer bloss auf eine Bank zu stehen und etwas X-beliebiges mit sicherem Affekt vorzutragen, so findet er bestimmt seine Anhänger; denn alles scharft sich um den, der etwas Sicheres zu wissen behauptet. Wie sollen wir uns, und vor allem, wie wird sich da die heranwachsende Jugend zurechtfinden?

Darüber hat Karl Scheffler einen Essay geschrieben, betitelt: «Die Kalender»: Ein junger Mann hat zwei Kalender geschenkt bekommen. Den einen hängt er also über seinem Waschtisch, den andern über seinem Schreibtisch auf, und versucht nun, gewissenhaft wie er ist, nach den täglichen Kalendersprüchen zu leben. Die beiden Kalender haben aber die unangenehme Eigenschaft, sich mit konstanter Bosheit zu widersprechen, denn zitiert der eine die Bibel, so bringt der andere sicher ein Wort von Nietzsche usw. Kurz, der junge Mann gerät mit jedem Tag in eine noch grössere Verzweiflung hinein, bis er sich als ultima ratio eine Kugel durch den Kopf jagt. Nun ziehen aber doch die wenigsten jungen Leute von heute diese Konsequenz; die meisten wählen vielmehr eine ganz andere: sie werden einfach gleichgültig allem gegenüber, was über die Bedürfnisse und Dinge des Alltags hinausgeht. Und — so paradox es klingt — diese Gleichgültigkeit ist gerade das Revolutionäre an unserer Zeit, denn auf diese Weise sind breiten Volksschichten jahrtausendalte Begriffe von Religion, Moral und Sittlichkeit ganz einfach abhanden gekommen. Darüber täuscht uns nicht, dass es noch eine stumme Revolution ist, da Presse und Literatur konservativ geblieben sind und im alten Ton weiterfahren. Tatsächlich praktiziert die breite Masse doch bereits diese neue ungeschriebene Weltanschauung, die eben darin besteht, dass der moderne Durchschnittsmensch keine Weltanschauung mehr hat.

Ich sagte vorhin, Presse und Literatur seien konservativ geblieben. Dies hängt nun damit zusammen, dass sich diese geistige Revolution nicht gleichmässig in allen Milieus vollzieht, sondern gerade die tonangebende intellektuelle Oberschicht ist auf einem einstmaligen status quo zurückgeblieben, zum Teil absichtlich, da Religion, Moral und Sittlichkeit von jeher als Hauptstützen des Staates und der Gesellschaft galten, zum Teil aber auch unabsichtlich, da sie durch den erbten Besitz träge, verweichlicht und instinktunsicher geworden ist.

Das ist eben das Revolutionäre an dieser Geschichte, dass eher die nichtintellektuellen Volksschichten diesmal Träger der Entwicklung sind, und tatsächlich haben sie auch schon in einigen Ländern Europas die Macht an sich gerissen (Russland, Deutschland). Revolutionen treten ja, mit einer gewissen Periodizität, immer dann auf, wenn die gegebenen Machtverhältnisse nicht mehr den tatsächlichen entsprechen, nämlich dann, wenn der besser Entwickelte oben steht, so wie es in der ganzen Naturordnung der Fall ist. Die Periodizität kommt dadurch zustande, dass die werktätigen untern Volksschichten durch den härteren Kampf ums Dasein gestählt, instinktsicherer, gefährlicher werden, während die besitzenden Klassen verweichlichen und degenerieren, bis eines schönen Tages die Staatskarosse umkippt. So war auch in unserem Falle die Entwicklung der Dinge keine zufällige. Die Leiden des Weltkrieges, sowie die nach kurzer Prosperität einsetzende Weltkrise trafen vor allem die untern und mittleren Volksklassen. Ein besonders harter Kampf ums tägliche Brot, wie ihn frühere Generationen wohl kaum gekannt haben, weckte und schärfte den Selbsterhaltungsinstinkt und lenkte ihn auf das, worauf es allein ankommt: herrschen oder dienen! Neben der eisernen Forderung des Tages verblasste alles andere und wurde als unwichtig oder gar hinderlich beiseite geschoben. Man könnte nun sagen, dass diese Gleichgültigkeit in allem, was über die Bedürfnisse und Dinge des Alltags hinausgeht, nicht ohne weiteres mit «Atheismus», «Amoralismus» usw. gleichgesetzt werden darf, und wirklich gibt es bei uns z. B. nur eine verschwindend kleine Zahl ausgesprochener und militanter Atheisten. Nun wird aber gerade, was diese Atheisten betrifft, vielfach behauptet, dass sie mit ihrem Kampf gegen die Religion verraten, dass sie selber noch unter den durch die Erziehung eingepaukten, eingefleischten religiösen Begriffen etwas zu leiden haben, indem nämlich der Umstand, in ihrer Umgebung an noch religiöse Beispiele erinnert zu werden, sie noch zu irritieren vermöge — und dies besonders, je mehr sich solche Beispiele wiederholen. (Tatsächlich hat die mechanische Wiederholung eine gewisse «Beweiskraft», wie Coué mit seiner «Autosuggestion» zeigte und wie es die «Reklame» täglich bestätigt.) Aus diesem Grunde können und wollen sie keine Gläubigen mehr um sich dulden. Die grosse Masse aber mit ihrer Gleichgültigkeit in religiösen Dingen ist sozusagen bereits einen Schritt weiter, ohne es allerdings zu wissen. Sie sind «Diesseitsmenschen» aus dem einfachen Grunde, weil sie überhaupt kein «Jenseits» mehr kennen — und wenn da noch Gläubige in ihrer Umgebung sind, so überlassen sie sie ruhig ihrem Wahn, da er sie ja bloss zu um so harmloseren Rivalen im Lebenskampfe macht.

So leben denn heute nebeneinander Menschen mit, man kann schon sagen, total verschiedener Hirnstruktur. Eine scheinbar unüberbrückbare weltanschauliche Kluft hat sich zwischen Intellektuellen und Nichtintellektuellen aufgetan, die sich politisch zum «Klassenhass» vertiefte durch die von Karl Marx vermittelte Einsicht in die Entstehung der Weltkrise: die Produktion stieg dank der wachsenden Mechanisierung rapid, während der Konsum, d. h. die Kaufkraft nicht nachkam, da die Produzenten mit einer entsprechenden Lohn-erhöhung zurückhielten; lieber schlossen sie ihre Fabriken, denn auch so blieb ja die «Machtspanne», auf die es allein ankommt, erhalten. Nun zielt aber doch die allgemeine Entwicklung deutlich auf eine Hebung des Durchschnitts, eine Verteilung der Macht, kurz auf eine Demokratisierung der Welt hin, ob wir das von unserm Standpunkt aus begrüssen oder nicht.

Dieser weltanschauliche Gegensatz zwischen Intellektuellen und Nichtintellektuellen drückt sich natürlich in ihrem ganzen modus vivendi, mit andern Worten, in ihrem Milieu aus, durch das ich im Folgenden jederseits einer Querschnitt geben will. (Uebrigens gestehe ich, dass ich hier stark schematisiere. Wie soll man auch sonst aus dem geistigen Kaleidoskop unserer

Zeit etwas Greifbares herausbekommen. Der «heutige Durchschnittsmensch» ist also tatsächlich eine Mischung von all dem und die Unterschiede betreffen immer nur ein «mehr oder minder». Wenn die Sache trotz dieser Vereinfachung noch immer kompliziert genug geworden ist, muss man sich eben sagen, dass komplizierte Verhältnisse nun einmal nicht einfach dargestellt werden können!)

Der Nichtintellektuelle ist also, wenn wir es einmal philosophisch ausdrücken wollen, Monist. Er weiss und kennt nichts anderes, als die Alltagsperspektive. Infolgedessen steht er wirklich mit beiden Füssen auf dieser Erde und gedenkt auf ihr noch möglichst intensiv zu leben, bevor ihn der Tod ereilt, der eben als etwas Endgültiges, aber auch als etwas durchaus Natürliches und Selbstverständliches aufgefasst wird. Unter «intensiv leben» versteht er zunächst einmal ganz einfach gut essen, trinken und die Freuden der Liebe. Diese drei Dinge werden ihm durch das Geld ermöglicht, und so wendet sich denn sein ganzes Interesse diesem zu. Er hat gemerkt, dass es heute dieselbe Rolle spielt, wie in den Urzeiten die körperliche Ueberlegenheit; es ist die Macht, mit der ich die andern zwingen, mir zu dienen, so dass ich lohnender leben kann. Die bloss körperliche Ueberlegenheit genügt also heute nicht mehr, sondern der ganze Mensch muss besser entwickelt sein, um im Kampf um die Macht, d. h. ums Geld obenauf zu kommen. Diese im Grund also recht feindliche Einstellung zu seinen Mitmenschen gibt seinen Gesten etwas Hemmungsloses, Ziel-sicheres und seine Sprache und besonders sein Tonfall bildet einen auffallenden Kontrast zu dem eher steifen, gedrückten, feierlichen und unsichern Gehaben und Ton der Intellektuellen. Dieser Gegensatz wird einem z. B. deutlich, wenn man erst ein Café ersten Ranges betritt, wo sich die intellektuelle Welt trifft. Hier sitzen die Leute ernst und sorgfältig distanziert an ihren Tischen; alles geht gedämpft zu, es wird nur halblaut gesprochen und vor allem viel gelesen, Zeitungen, Zeitschriften, Bücher. Irgendwo im Hintergrund spielt das Haustrio diskret eine «klassische» Streichmusik, bald feierlich gedrückt, etwa ein Adagio, bald kindlich heiter, ein Rondo oder Menuett. Sehen wir uns um, so finden wir die Wände behangen mit vom Licht gebleichten Gobelins, vor Alter schwarz gewordenen Oelgemälden. Tische und Stühle sind verschnörkelt und haben umständliche Formen, d. h. sie sind unbequem, aber sie stammen aus der Zeit Louis des Xten. Dieses Hängen an der Vergangenheit betrifft aber nicht nur solche Aeusserlichkeiten (— alte Möbel usw. gelten wohl deshalb als «vornehm», da sie an die «gute alte Zeit» erinnern, wo die Macht noch in den Händen weniger lag, die Machtstufen also steiler waren, während die neue Zeit immer demokratischer wird), sondern ist direkt symbolisch auch für die ganze Gedankenwelt des Intellektuellen. Er ist, im Gegensatz zum monistischen Nichtintellektuellen, ein Dualist, oder noch besser Pluralist, denn für ihn gibt es ausser der «platten Alltagswelt» doch noch «ganz andere und grössere Wirklichkeiten» — Wahrheiten, Grundsätze, von welchen von den früheren Generationen ein ganzes Arsenal aufgestapelt und ihm durch Elternhaus, Kirche und Schule übermittelt worden war.

Betreten wir nun ein Café zweiten Ranges oder gar ein Dancing, so geraten wir deutlich ins nichtintellektuelle Milieu. Zunächst fällt uns auf, wie viel lärmiger es hier zugeht, denn eine mindestens dutzend Mann starke Jazzband, in der zudem die lauten Blasinstrumente vorherrschen, spielt jene erotisch reizende «Swing and Hotmusic», die in Rhythmus und Melodie ganz unverhohlen das Geschlechtsleben darstellt. Aber in diesem männlichen, oft brutalen Rhythmus steckt noch mehr: er drückt die ganze aggressive Lebensauffassung der neuen Generation aus, diesen Willen, überall und in allem zu dominieren — und «je lauter, desto besser, denn so zwingen wir die andern, uns zuzuhören!» Nehmen wir an, wir setzen uns, wobei wir übrigens bemerken, dass sich diese Stühle aus nackten Stahlrohren und etwas buntem Tuch eher zum Liegen als zum

Sitzen eignen. Schauen wir uns nun um; alles sieht wie neu aus, denn nichts soll den modernen Menschen mehr an die verschobenen früheren Generationen erinnern. (So tut er auch keinen Schritt mehr in ein Museum und bleibt nie vor einem Antiquitätengeschäft stehen; das verbietet ihm sozusagen seine «geistige Hygiene».) Die Wände sind mit lebhaften, sogenannten «modernen» Farben bemalt, ziegelrot («brique»), stahlblaugrün («Russisch Grün»), gold und elfenbeinweiss, lauter Farben, die irgendwie angenehm den Appetit oder den Geschlechtstrieb anregen. Die Gäste hocken dicht zusammen, reden andauernd aufeinander ein und klopfen sich gegenseitig von Zeit zu Zeit auf die Schultern. Man kann schon sagen, um ein Modewort zu gebrauchen, sie haben mehr «Kontakt» unter sich als die Intellektuellen! Und sollten sich doch noch gelegentlich ein paar eingefleischte, altmodische Hemmungen bemerkbar machen, so spühlt man sie mit einigen Cocktails weg. Der Ton der Unterhaltung ist, verglichen mit demjenigen der Intellektuellen direkt rauh, angriffig, d. h. eben «richtig», wie die Nichtintellektuellen selber zu sagen pflegen, und er geht, was das Typische daran ist, ohne deutliche Grenze von Spass in Ernst über. Es werden nämlich dauernd kleine Witze gemacht, die psychologisch meist darin bestehen, dass sich zwei gegen einen dritten zusammentun und ihn lächerlich machen (da ja zwei stärker sind als einer). Bloss wenn kein geeignetes Opfer da ist, greift man zur Selbstironie, indem man selber den Lächerlichen, Machtlosen markiert, weil auch so noch ein Plus für einen heraussehnt, indem man die andern dabei zum zuhören zwingt. Ferner sind es erotische Witze, die wie die Jazzmusik und das Tanzen an das Geschlechtsleben erinnern und so zerebrale Reize setzen, so dass nachher der Geschlechtsakt nicht bloss eine spinale Reflexangelegenheit bleibt. Vor allem handelt es sich aber um eine «ungewohnte Benennung der Dinge», die einen zuerst erschreckt, bis sich sofort alles als harmlos herausstellt, so dass man mitlachen muss. Das ist der «Slang», die Umgangssprache der Nichtintellektuellen, die es in allen Ländern und Sprachen gibt. In Amerika ist diese Umnennung der Dinge, in der also immer etwas Drohendes oder Abschätziges liegt, derart ausgebildet, dass ein Aussenstehender kein Wort mehr versteht. Auch der «Hot» und die «Blue notes» der Jazzmusik sind übrigens solche Scherze, die uns im ersten Augenblick erschrecken, da wir meinen, das Orchester sei aus Takt und Tonart gefallen, was sich sofort als unbegründet herausstellt, so dass man sich nachher sozusagen «sicherer» vorkommt als vorher und deshalb lachen muss.

Eines der Hauptgesprächsthemen ist der Sport. Gelesen wird fast gar nicht, sondern noch eher Karten gespielt, und zwar um Geld. Wir sehen also, der Nichtintellektuelle bleibt bis in seine Musstunden hinein «kriegerisch» eingestellt. Immer handelt es sich um Kampf, um das Dominieren, wie im Beruf, so auch im Sport und den übrigen Spielen, die der Erholung dienen. Er bleibt also sozusagen bis in seine kleinsten Handlungen hinein «instinktsicher». Es wird übrigens viel geraucht, wohl zum Teil, da das Nikotin ein leichtes Narkotikum ist und also wie der Alkohol die Grosshirnrinde samt ihren Sorgen und anerzogenen Hemmungen lähmt. In erster Linie wirkt es aber bekanntlich auf das vegetative Nervensystem, indem es z. B. die Verdauung beschleunigt. Zum Teil wird aber auch geraucht, da der Mund zu den erogenen Zonen gehört, und vor allem: als ablenkende Verlegenheitsgeste, d. h. um nicht durch Abwehrbewegungen Angst zu verraten. Sehen wir uns weiter um, so fällt uns auf, wie gut angezogen alle diese Leute sind. Ihr Grundsatz ist, lieber schlecht essen, als schlecht gekleidet zu sein, spielt doch der tadellose Anzug für den modernen Menschen sozusagen dieselbe Rolle, wie vor Jahrhunderten für den Ritter die Rüstung. Die männliche Kleidung pointiert die gutentwickelte typisch männliche Körperform: breite Schultern und schmale Hüften, während das Kleid der Frau mehr nur als Blickfänger dient, da der Mann sie beim Betrachten in Gedanken doch auszieht. Also verbirgt

sie ihre Reize nicht unnötig, d. h. sie nützt die Macht, die sie durch ihre Schönheit über die Männer hat, hemmungslos aus. Lassen wir uns nun auf ein Gespräch mit diesen Leuten ein, so werden wir bald erfahren, wie der Nichtintellektuelle von heute den Intellektuellen und sein Milieu verachtet; er nennt ihn «Spinner», «dof» usw. und anerkennt also in ihm keinesfalls den besser Entwickelten, der es verdienen würde, oben zu stehen. (Fortsetzung folgt.)

August Bebel.

Wenn an dieser Stelle von August Bebel, dem grossen deutschen Sozialistenführer und Parlamentarier gesprochen wird, so nicht deshalb, weil er als Gründer und Leiter der sozialdemokratischen Partei diese bis auf deren Höhepunkt gebracht und als Parlamentarier grössten Stils eine wahrhaft europäische, internationale Persönlichkeit war, sondern wir sprechen hier von August Bebel als dem Pionier und Bahnbrecher der Freigeistigen Ideen an seinem 100. Geburtstag, d. h. richtiger an dem Tage, dem 22. Februar, an welchem hundert Jahre verflossen sind, seit seiner Geburt. Als armes Soldatenkind verlebte Bebel seine Jugend in einer Kaserne Kölns, wo sein Vater als Feldwebel diente. Er erlernte den Drechslerberuf und übte diesen während der Hälfte seines Lebens als Geselle, Meister, Geschäftsbesitzer und für sein Geschäft Reisender aus, bis ihm der Ertrag seines glänzend geschriebenen Buches «Die Frau und der Sozialismus» die Mittel verschaffte, als unabhängiger Mann ganz der Partei und ihren Bestrebungen sich zu widmen, der Partei, die auch unsere Ziele verfolgt und die er auf eine imponierende Stufe gebracht hatte. Als Parlamentarier gehörte er 45 Jahre lang dem deutschen Reichstage an, zuerst in Hamburg mit 8000 Stimmen gewählt, zuletzt mehrere Millionen Stimmen auf sich vereinigend.

Als Mitglied des Reichstages hatte Bebel anlässlich irgend-einer Debatte Gelegenheit, seinen Gegnern, den Bachem, Böttcher, Richter, Stöcker, von Stumm und wie sie alle hiessen und von denen heute niemand mehr spricht, heimzuleuchten. Freiherr von Stumm, ein konservativer Oberscharfmacher, rief Bebel entgegen: «Ihr Zukunftsstaat ist nichts als ein grosses Zuchthaus verbunden mit einem allgemeinen Kaninchenstall», worauf Bebel antwortete:

Auch Herr von Böttcher fragte mich: «Was wollt ihr denn mit eurem sozialdemokratischen Zukunftsstaate?» Ich könnte ihm mit der Gegenfrage antworten, wie stellen Sie sich denn die Auferstehung nach dem Tode und das ewige Leben vor, über welche seit 18 Jahrhunderten Ihre Kirche gepredigt und bis heute keine Beweise erbracht hat?

Früher hatte Bismarck und seine Regierung die Partei mit dem Sozialistengesetz mit den drakonischsten Mitteln verfolgt und auszurotten gesucht. Bebel selbst sass mehr als vier Jahre lang hinter Gefängnismauern, aber die Sorge und Begeisterung für die Interessen des Volks, des arbeitenden Volkes, liessen ihn die Zuversicht in den Sieg der Sache des Volkes nie verlieren. Mit grösstem Optimismus und nie erlahmender Arbeitskraft kämpfte er für das Wohl der Arbeiterschaft, die personifizierte Ehrlichkeit, der lauterste Charakter, ein Fanatiker der Wahrheit.

In einer Polemik mit dem katholischen Kaplan Hohoff schrieb Bebel eine glänzende Widerlegung der christlichen Ansprüche auf die geistige Echtheit der biblischen und christlichen Gedankenwelt, ihrer angeblich moralischen und die Menschheit fördernden Einflüsse, in der er unter anderem schrieb:

«Das Christentum ist freiheits- und kulturfeindlich. Durch seine Lehre vom passiven Gehorsam gegen die «von Gott eingesetzte» Obrigkeit, sein Predigen zur Duldung und Ergebung im Leiden, verknüpft mit dem Hinweis, dass für alle Beschwerden hienieden die Seligkeit im jenseitigen Leben entschädigen werde, hat es die Menschheit von ihrem Zwecke,